

Die Stimme des Papstes

Zum Problem der gerechten Güterverteilung

Zur Eröffnung der 39. Sozialen Woche Frankreichs hat der Heilige Vater an den Präsidenten, Charles Flory, unterm 5. Juli 1952 folgendes Handschreiben gesandt:

In der Abfolge der großen wirtschaftlichen und sozialen Themen ihrer jährlichen Tagungen will die demnächst in Dijon stattfindende 39. Soziale Woche eines der Probleme in Angriff nehmen, von deren Lösung heute zweifellos der soziale und internationale Frieden abhängt. „Reichtum und Armut“: dieser für das christliche Gewissen unerträgliche Gegensatz springt Ihnen beim Anblick der heutigen Welt ins Gesicht. Sie wollen nach Abhilfe suchen auf dem Wege über Steigerung und bessere Verteilung des Volkseinkommens.

Rückblick auf frühere päpstliche Dokumente

Die Frage ist nicht neu. Schon Unser unmittelbarer Vorgänger schrieb 1931 in Wiederholung der Lehre Leos XIII.: „Jedem soll sein Anteil zukommen; im Ergebnis muß die Verteilung der Erdengüter, die heute durch den ungeheueren Gegensatz von wenigen Überreichen und einer unübersehbaren Masse von Eigentumslosen aufs schwerste gestört ist — keiner, der das Herz am rechten Fleck hat, kann sich darüber einer Täuschung hingeben —, wieder mit den Forderungen des Gemeinwohls bzw. der Gemeinwohlgerechtigkeit in Übereinstimmung gebracht werden“ (Enzyklika Quadragesimo anno, AAS 23, 1931, S. 197, Ziff. 58 der Übersetzung). Pius XI. forderte die Verantwortlichen auf, „alles ins Werk zu setzen“, um die in unserm Zeitalter des Industrialismus in solcher Fülle geschaffenen Reichtümer gerecht zu verteilen. Gewiß darf man mit Freuden feststellen, daß der Unterschied in den Lebensbedingungen seit einigen Jahrzehnten dank beharrlichen Anstrengungen und dank dem Fortschritt der sozialen Gesetzgebung im allgemeinen kleiner geworden ist, manchmal ganz beträchtlich. Im Gefolge des Krieges hat sich die Frage aber wieder verschärft: sie stellt sich nunmehr in Weltweite, wo die Gegensätze noch aufreizender sind, und sie nimmt zu an Gewicht durch die neuen Ansprüche, die ein ausgeprägteres Bewußtsein der zwischen den Völkern, zwischen den gesellschaftlichen Klassen, ja selbst zwischen den Angehörigen ein und derselben Klasse bestehenden Ungleichheiten in den breiten Massen hat erwachen lassen. Darum haben auch Wir selber jüngst bei mehreren Gelegenheiten (Ansprachen vom 2. November 1950 und vom 8. März 1952, vgl. Herder-Korrespondenz 5. Jhg. S. 127 und 6. Jhg. S. 318) das unerträgliche Übermaß an Luxus, eines überflüssigen und unvernünftigen Aufwands beklagt, der einen so schroffen Gegensatz bildet zur Not so vieler anderer, sowohl in den Kreisen der städtischen und ländlichen Lohnarbeiterschaft als auch der zahlreichen kleinbürgerlichen Existenzen, die man als wirtschaftlich Schwache (Minderbemittelte) bezeichnet. „Wonach ihr streben müßt und könnt“, heute wie gestern, „ist eine gerechtere Verteilung des Reichtums. Das ist und bleibt ein Programmpunkt katholischer Soziallehre“ (Ansprache vom 7. September 1947 an die Männer der Katholischen Aktion Italiens, vgl. Herder-Korrespondenz 2. Jhg. S. 72).

So kann man die Soziale Woche in Dijon nur ermutigen, sich mit Wirklichkeitssinn mit einem so ernsten Problem zu befassen und im Licht der kirchlichen Lehre die dafür möglichen und ratsamen Lösungen im wirtschaftlichen und sozialen, im nationalen und internationalen Bereich abzuklären. In dieser altberühmten Universitätsstadt werden erfahrene Fachleute ihr ihre Hilfe leihen, und beim Hirten der Diözese, die sie aufnimmt, wird sie kluge Beratung finden.

Das Evangelium und die Frage des Besitzes

Kann man denn bei dem Thema „Reichtum und Armut“ von dem absehen, was die nie veraltende Lehre der Schrift über diejenigen sagt, die hier auf Erden Reichtümer besitzen und so leicht in Versuchung sind, darin ihr Gefallen zu finden und sie zu mißbrauchen? Das ganze Evangelium fordert zur Losschälung auf und macht sie zur Voraussetzung des Heils; der Jünger Jesu aber lernt daraus, die Güter dieser Welt anzusehen als ausgerichtet auf das Leben des Geistes und hingeordnet auf höhere Vollkommenheit. Kein größeres Unglück für den Menschen, als seine Hoffnung auf den Besitz vergänglicher Schätze zu richten: „Wie schwer ist es für die Reichen, in das Reich Gottes einzugehen! . . . Selig die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich . . . Aber wehe euch, ihr Reichen, denn ihr habt euren Lohn dahin!“ (Luk. 18, 24 und 6, 20 bzw. 24.) Und was soll man von den Reichen sagen, gegen die der hl. Jakobus seine feierlichen Verdammungsurteile schleudert: „Siehe, der Lohn, den ihr den Arbeitern, die eure Felder eingerntet haben, vorenthalten habt, er schreit, und der Schrei der Schnitter ist zu den Ohren des Herrn der Herrscharen gedrungen“ (Jak. 5, 4).

Diese Lehre des Evangeliums hebt die Auseinandersetzung in einzigartiger Weise auf eine höhere Ebene. Mit welchem Gegenstand im einzelnen auch immer der katholische Denker sich befaßt, immer steht er den Reizen und Verlockungen des Reichtums in überlegener geistiger Freiheit gegenüber, sowohl des Reichtums, den man hat, als auch des Reichtums, den man haben möchte. Er bekennt sich zur Wertschätzung der christlichen Armut und zum Dienst am Armen, dem Jesus Christus selbst Ehre und Achtung erweist. Er läßt sich von keiner wirklichkeitsfremden Gleichmacherei irreführen, aber dem Rate des hl. Jakobus gemäß hütet er sich, jemals einen Menschen wegen seines Besitzes zu bevorzugen (Jak. 2, 1). Ebenso wenig vergißt er, daß die christlich verstandene Gesellschaft auch bei besserer Besitzverteilung immer noch Raum läßt für Entbehrung und Leid. Vergeblich suchen materialistische Lebensauffassung oder Traumbilder einer vollkommenen Gerechtigkeit dieses unentrinnbare, aber segensbringende Erbe schon für die Zeit dieser irdischen Pilgerschaft dem Blickfeld der Menschen zu entziehen. Angesichts der Menge von Armen, deren Not zum Himmel schreit, weist der drängende Anruf des hl. Johannes dem christlichen Denker den Weg seiner Pflicht: „Wenn jemand die Güter dieser Welt besitzt und vor seinem Bruder in Not sein Herz verschließt, wie könnte die Liebe Gottes in ihm bleiben? . . . Lasset uns nicht mit

Worten und mit der Zunge lieben, sondern in der Tat und Wahrheit“ (Joh. 3, 17—18). Wie nun können wir in der Welt der Gegenwart diese tätige und wirkkräftige Liebe in die wirtschaftliche und gesellschaftliche Ordnung einführen, vor allem in Gestalt rechtlicher Normen? Muß doch die Liebe, um wahrhaft echt zu sein, ständig an der Verwirklichung des Rechtes arbeiten und darf sich nicht damit begnügen, die Unordnung und das Ungenügen eines ungerechten Zustandes zu übertünchen.

Christliche Prinzipien einer gerechten Güterverteilung

Der wirtschaftliche und gesellschaftliche Organismus, um den es hier geht, hat zur Aufgabe, seinen Angehörigen und deren Familien alle die Güter zu verschaffen, die nach dem Stande der Ausstattung mit natürlichen Hilfsquellen, der Produktionstechnik und der gesellschaftlichen Organisation des Wirtschaftslebens ihnen geboten werden können. Die Enzyklika „Quadragesimo anno“ führt das näher aus: „So reichlich sollten diese Güter bemessen sein, daß sie nicht bloß zur lebensnotwendigen und sonstigen ehrbaren Bedarfsbefriedigung ausreichen, sondern den Menschen die Entfaltung eines veredelten Kulturlebens ermöglichen, das im rechten Maße genossen dem tugendlichen Leben nicht nur nicht abträglich, sondern im Gegenteil förderlich ist“ (AAS 23, 1931, S. 202, Ziff. 75 der Übersetzung). Ist nun auch der sicherste und natürlichste Weg, um dieser Verpflichtung zu genügen, der, die verfügbaren Güter durch geordneten Ausbau der Gütererzeugung zu vermehren, so bedarf es doch zur Verwirklichung dieses Vorhabens überdies der Bedachtnahme auf die gerechte Verteilung der Früchte der gemeinsamen Anstrengung aller. „Wäre eine solche gerechte Verteilung der Güter nicht verwirklicht oder nur ungenügend gesichert, so wäre das wahre Ziel der Volkswirtschaft nicht erreicht; denn wie groß auch der Überfluß an verfügbaren Gütern sein mag, das Volk, dem die Teilnahme daran verwehrt wäre, wäre nicht reich, sondern arm“ (Rundfunkbotschaft vom 1. Juni 1941).

Der ursprüngliche und ungekünstelte Verteilungsprozeß vollzieht sich im ununterbrochenen Spiel des eben erwähnten Sozialprozesses der Wirtschaft. Aus diesem „Lohnfonds“ bezieht die große Zahl der Lohn- und Gehaltsempfänger den Gegenwert ihrer Arbeitsleistung. Dabei ist aber wohl zu beachten, daß volkswirtschaftlich gesehen diese Bezüge den Lebensunterhalt der arbeitenden Menschen ausmachen. Hier stehen Unternehmer und Arbeitnehmerschaft in Arbeitsvereinigung und sind darauf angewiesen, alle zusammen vom Reinertrag der Wirtschaft insgesamt zu leben. Unter dieser Rücksicht besagen ihre wechselseitigen Beziehungen keineswegs eine Über- oder Unterordnung der einen gegenüber der andern. „Seinen Lebensunterhalt zu beziehen“, sagten Wir, „ist der unabdingbare Anspruch der Menschenwürde eines jeden, der — gleich in welcher Form . . . — zum Ertrag der Volkswirtschaft eine produktive Mitarbeit leistet“ (Ansprache vom 7. Mai 1949 an die Mitglieder der UNAPAC, vgl. Herder-Korrespondenz 3. Jhg. S. 453).

Da nun aber alle „am gleichen Tisch essen“ (ebendort), erscheint es ungeachtet aller Rücksicht auf die Verschiedenheit der Funktionen und der Verantwortungen geboten, daß jeder den Anteil erhält, der seiner Menschenwürde gerecht wird, in der er jedem andern gleichsteht. Auf diese Weise sollte vor allem eine größere Zahl in den Stand gesetzt werden, zu jener Unabhängigkeit und Sicher-

heit aufzusteigen, die das persönliche Eigentum verleiht, um so mit ihren Familien an den geistigen und kulturellen Gütern teilzunehmen, zu denen die materiellen Güter den Weg erschließen sollen. Wenn sodann Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein gemeinsames Interesse an gesunder Entfaltung der Volkswirtschaft haben, warum sollte es nicht gerechtfertigt sein, der Arbeitnehmerschaft einen angemessenen Anteil an der Verantwortung für den Aufbau und den Ablauf dieser Wirtschaft einzuräumen? Ist dieser unlängst von Uns gegebene Hinweis (Ansprache vom 7. Mai 1949 an die Mitglieder der UNAPAC) nicht um so zeitgemäßer, als unter den heutigen Schwierigkeiten, Unsicherheiten und wechselseitigen Abhängigkeiten der Staat immer wieder in die Lage kommt, wirtschaftspolitische Entscheidungen zu treffen, die für die Zukunft der staatlichen Gemeinschaft und oft sogar für die Völkergemeinschaft schicksalbestimmend sind?

Die wahre Aufgabe des Staates

Schon diese kurzen Überlegungen zeigen, daß eine Verteilung, wie sie sein sollte, nicht einfach ist: soll sie den Bedürfnissen des Gemeinschaftslebens gerecht werden, so kann man sie nicht dem freien Spiel blinder wirtschaftlicher Kräfte überlassen, sondern muß sie volkswirtschaftlich angehen, denn nur von der volkswirtschaftlichen Ebene aus läßt sich ein klarer Durchblick gewinnen auf das unter Bedachtnahme auf das diesseitige Gemeinwohl anzustrebende Ziel. Diese volkswirtschaftliche Betrachtung der Dinge führt nun aber zur Frage nach den — ordnungsmäßigen, allerdings beschränkten — Funktionen, die dem Staat auf diesem Gebiet zukommen.

Vorweg ganz grundsätzlich: Um pflichtgemäß die Gütererzeugung zu steigern und sie den menschlichen Bedürfnissen und der Menschenwürde weise anpassen zu können, muß der Staat im Rahmen der Wirtschaftslenkung insgesamt der Steuerung der Gütererzeugung den ersten Platz einräumen. Ohne ihre erdrückende Allmacht an die Stelle der berechtigten Autonomie der Privatinitiative zu setzen, hat die öffentliche Gewalt hier eine unbestreitbare Aufgabe der Koordinierung, deren Dringlichkeit durch die verwickelten sozialen Verhältnisse der Gegenwart noch erhöht wird. Sodann im einzelnen: Ohne Mitwirkung der öffentlichen Gewalt kommt es zu keiner einheitlichen Gesamtanstrengung im Sinne tätigen Zusammenwirkens aller Beteiligten und gesteigerter Produktion der Betriebe, dieser unmittelbaren Quelle des Volkseinkommens. Denkt man aber erst an all die ungenützt schlafenden oder der Vergeudung anheimfallenden Reichtümer, die, dem Wirtschaftsprozeß zugeführt und in kluger und ertragbringender Weise nutzbar gemacht, zum Wohlergehen so vieler Familien beizutragen vermöchten: Ist es dann nicht auch ein Dienst am Gemeinwohl, in geeigneter Weise zur Wiederherstellung des Vertrauens beizutragen, den Unternehmungsmut zu beleben, den Eigennutz abzuschrecken und so das Wirtschaftsleben, von Spannungen frei, einer größeren Ausgeglichenheit zuzuführen?

Zu den Aufgaben des Staates gehört es aber auch, darüber zu wachen, daß die Ärmsten nicht ungerecht bedrückt werden. In diesem Punkt ist die Lehre Unserer Vorgänger eindeutig: beim Schutz der privaten Rechte müssen die Regierungen sich vor allem der Schwachen und Armen annahmen: „Bedürfen doch“, so bemerkte Leo XIII., „die besitzenden Kreise, selber stark genug, sich zu schützen,

weniger des staatlichen Schutzes; die Masse der Enterbten dagegen, aller eigenen Hilfsmittel entblößt, sieht sich ganz auf die Hilfe des Staates angewiesen“ (Enzyklika Quadragesimo anno, hier Rerum novarum anführend, AAS 23, 1931, S. 185, Ziff. 25 der Übersetzung).

Angesichts der wachsenden Unsicherheit einer großen Zahl von Familien, deren schwierige Lage ihre materiellen, kulturellen und geistigen Belange gefährdet, bemühen sich daher seit einigen Jahren verschiedene Einrichtungen um einen Ausgleich der schlimmsten, aus einer allzu mechanischen Verteilung des Volkseinkommens sich ergebenden Mißstände. Wenn sie den privaten Verantwortungsträgern im wirtschaftlichen Leben die gebührende Bewegungsfreiheit lassen und ihrerseits von der politischen Macht hinreichend unabhängig sind, können diese Einrichtungen für die Masse der kleinen Lohnempfänger und anderer Minderbemittelter ein unentbehrliches Gegengewicht sein gegen die durch Unordnung der Wirtschaft oder Zerrüttung des Geldwesens heraufbeschworbenen Mißstände. Allerdings bedarf ihre Ausgestaltung im einzelnen sorgfältiger Überlegung, und man könnte sich nicht ohne Vorbehalte auf einen Weg einlassen, auf dem ein Übermaß fiskalischen Denkens die Rechte des persönlichen Eigentums gefährden oder Auswüchse der kollektiven Sicherheit den Rechten der Person und der Familie zu nahe treten könnten.

Gleich entfernt von den Irrtümern des Liberalismus wie des Etatismus fordert die Kirche Sie daher auf, Ihre

Untersuchungen in der so oftmals von ihr vorgezeichneten Richtung fortzusetzen. „Der große Übelstand der gesellschaftlichen Ordnung“, so sagten Wir kürzlich, „besteht darin, daß sie weder tief christlich noch wirklich menschlich ist, sondern ausschließlich technisch und ökonomisch, und daß sie in gar keiner Weise auf dem beruht, was ihre Grundlage und das sichere Fundament ihrer Einheit sein müßte, nämlich die gemeinsame Menschennatur sowie die Gotteskindschaft kraft gnadenvoller Annahme an Kindesstatt durch Gott“ (Ansprache vom 21. Januar 1952 an den christlichen Unternehmerverband Italiens, vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg. S. 269).

Möchten die Arbeiten dieser Sozialen Woche klares Licht auf diesen so bedeutsamen Fragenkreis werfen. Wolle Gott die Besitzenden vor den geistigen Klippen des Reichtums, die Besitzlosen aber vor den unmenschlichen Prüfungen der Not bewahren. Möge er die einen und die anderen zum evangelischen Geist der Armut und des Dienens führen und allen vergönnen, unter ausgeglicheneren Verhältnissen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens das einzig Notwendige, das Werk ihres Heils zu vollbringen! Mit diesem Wunsch rufen Wir aus väterlichem Herzen auf die bevorstehende Tagung Ihrer Sozialen Universität einen reichen Strom göttlicher Gnaden herab und erteilen Ihnen wie auch allen Lehrern und Hörern der Sozialen Woche Unsern Apostolischen Segen.

Materie, Menschengestalt, Schöpfergeist

Am 7. September empfing Papst Pius XII. die Teilnehmer des in Rom tagenden VIII. Weltkongresses der Internationalen Astronomen-Union in Castel Gandolfo in Audienz. Der Heilige Vater richtete in französischer Sprache eine längere Ansprache an sie, in der er zunächst die Bedeutung der Erkenntnisse der letzten fünfzig Jahre im Bereich der Astronomie unterstrich und einen Überblick über das Bild des Kosmos, wie wir es heute sehen, gab. Diesen Teil der Ansprache fassen wir hier kurz zusammen, während wir die beiden anderen Teile im vollen Wortlaut wiedergeben.

Das „Panorama des Kosmos“, wie der erste Teil der Ansprache im „Osservatore Romano“ überschrieben ist, entfaltet der Papst, weil die wissenschaftliche Erforschung des Weltalls und seine Betrachtung, wie er sagt, den Geist zu philosophischen Erwägungen höherer und allgemeinerer Art anregt und ihn immer näher zu jenem endgültigen Ziel hinführt, das alles Wissen übersteigt.

In seinem Überblick über die Fortschritte der Astronomie und Astrophysik in den letzten fünfzig Jahren nennt der Papst an erster Stelle die Eroberung des kosmischen Raums durch Beobachtung, Intelligenz und neue technische Mittel. Am Ende des vorigen Jahrhunderts kannte man ungefähr 58 Sterne, die 30—40 Lichtjahre von uns entfernt sind; neue Berechnungsmethoden, die Verfeinerung der photographischen Empfindlichkeit, der Bau immer größerer Teleskope öffneten immer tiefere Räume. Man errechnete den Durchmesser unseres Milchstraßensystems mit ungefähr 100 000 Lichtjahren bei einer Breite von 10 000 Lichtjahren und weiß, daß die Erde mit ihrem Sonnensystem sich darin mit 250 km Schnelligkeit in der Sekunde bewegt. Dann griff die Wissenschaft über unser

Milchstraßensystem hinaus und erkannte in den Spiralnebeln andere, viele hunderttausend Lichtjahre entfernte ähnliche Systeme. Man entdeckte, daß die Verschiebungen der Spektrallinien des Lichts eines Sterns oder Nebels zur Bestimmung seiner Entfernung dienen können, und so kann man auch schwächste Lichtstrahlen noch auf die Entfernung ihres Aussenders hin untersuchen. Dann hat man auch die Zahl der Himmelskörper zu berechnen unternommen: Da die Milchstraßensysteme ungefähr gleichmäßig über den Raum verteilt zu sein scheinen, konnte man nach ihrer Zahl in einem bestimmten Himmelsabschnitt ihre Gesamtzahl errechnen: ungefähr 100 Millionen, verteilt in einer Sphäre von etwa einer Milliarde Lichtjahren, und jedes von ihnen enthält ungefähr 100 Milliarden Sterne von der Art unsrer Sonne.

„Nach diesem kurzen geistigen Ausflug durch die Unermesslichkeit des Kosmos kehren wir auf unsern kleinen Planeten zurück, der mit der Masse seiner Bergketten, den unendlichen Flächen seiner Ozeane und Wüsten, mit der Heftigkeit seiner Stürme, seiner vulkanischen Ausbrüche und seismischen Bewegungen uns oft so weit und mächtig erscheint.“ Aber er ist klein, winzig gegenüber der Schnelligkeit des Lichts und für unsere Maße weit entfernt, selbst von dem nächsten Nachbarn im Raum. „Wie klein erscheint der Mensch in diesem wunderbar ausgeweiteten Rahmen von Raum und Zeit: ein winziges Teilchen Staub in der Unermesslichkeit des Weltalls. Und doch!“

II. Das Werk des forschenden Geistes

Was im übrigen am erstaunlichsten ist, wenn man sich das Bild des Kosmos vorhält, wie Wir es soeben skizziert haben — und wie es die Frucht langer mühevoller For-